

(Nachdruck verboten.)

1) Iona Gordjesev.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Drauner.

Erstes Kapitel.

Vor etwa sechzig Jahren, als an der Wolga mit märchenhafter Schnelligkeit Millionen erworben wurden, diente auf einer der Barken des reichen Kaufmanns Sajew ein junger Bursche, Ignat Gordjesev, als Wasserschöpfer.

Neckenhaft gebaut, hübsch und nicht dumm, gehörte er zu jenen Menschen, denen immer und überall das Glück hold ist — nicht weil sie begabt und fleißig sind, sondern mehr deshalb, weil sie über einen riesigen Energievorrat verfügen und auf dem Wege zu ihren Zielen sich über die Wahl der Mittel keine Gedanken zu machen pflegen, ja es selbst nicht können; sie kennen außer dem eignen Willen kein andres Gesetz. Manchmal sprechen sie voll Angst von ihrem Gewissen, zeitweise quälen sie sich aufrichtig im Kampfe damit ab, — doch das Gewissen ist nur für schwache Seelen eine unbefiegbare Macht; die Starken bezwingen es bald und machen es ihren Wünschen dienstbar, denn sie fühlen unbewußt, daß, wenn sie ihm Freiheit und Unbeschränktheit einräumen, es ihnen das Leben verstümmeln würde. Sie opfern dem Gewissen nur Tage; sollte es aber vorkommen, daß ihre Seelen von ihm unterjocht werden, so fühlen sie sich, trotzdem sie besiegt sind, doch niemals als vernichtet und leben ebenso gesund und kräftig unter seiner Oberherrschaft, wie sie ohne sie gelebt haben.

Mit vierzig Jahren war Ignat Gordjesev selbst Besitzer von drei Dampfschiffen und zehn Barken. Er wurde als reicher und kluger Mann an der Wolga geachtet; doch er erhielt den Beinamen „der Tolle“, denn sein Leben sloß nicht in gleichmäßigem Fahrwasser hin, wie bei andern Menschen, die feinesgleichen waren, sondern es schäumte ohne Unterlaß rebellisch auf und stürzte aus seinem Bette heraus, weitab vom Hauptziel des Daseins dieses Menschen, dem Geldgewinn. Man hätte glauben können, es gäbe drei Gordjesevs, oder drei Seelen in Ignats Körper. Die eine davon, die mächtigste, war nur gierig, und wenn Ignat sein Leben ihren Befehlen unterordnete, so war er einfach ein von einer unbezähmbaren Leidenschaft zur Arbeit erfahrener Mensch. Diese Leidenschaft braunte Tag und Nacht in ihm, er gab sich ihr gänzlich hin, riß überall Hunderte und Tausende von Rubeln an sich, und doch schien es, als würde er sich niemals am Rascheln und Klirpern des Geldes sättigen. Er stürmte die Wolga auf und ab, indem er Netze anlegte und festigte, mit denen er nach Gold fischte: er kaufte in den Dörfern das Korn zusammen und führte es in seinen Barken nach Ribinsk; er plünderte und betrog, manchmal ohne es selbst zu merken; manchmal merkte er's und lachte triumphierend die von ihm Betrogenen offen aus und wuchs im Wahnsinn seiner Geldgier bis zur Poesie. Doch indem er der Jagd nach dem Rubel so viel Kraft widmete, war er nicht im engen Sinne des Wortes gierig, und legte sogar manchmal eine unverständliche, aber aufrichtige Gleichgültigkeit gegen seinen Besitz an den Tag. Einmal stand er während des Eisganges auf der Wolga am Ufer, und als er sah, wie das Eis seine neue fünfundvierzig Faden lange Barke zertrümmerte, indem es sie ans steile Ufer preßte, brummte er durch die Zähne:

„So ist's recht . . . nur zu . . . drück' und quetsch' sie! Nun, noch einmal! rr . . .!“

„Wie steh't's, Ignat?“ fragte ihn sein Gevatter Majakin, der zu ihm trat, „das Eis preßt Dir wohl gute Zehntausend aus dem Beutel, nicht wahr?“

„Macht nichts! Ich werde andre Hunderttausend herausbringen . . . sieh doch, wie die Wolga arbeitet! Was? Die versteht es? Sie, das Mütterchen, kann die ganze Erde durchröhren, wie ein Messer den Quarz . . . schau nur, schau! Da hast Du meine „Bojarenfrau“! Sie ist nur einmal im Wasser gewesen . . . Nun, wollen wir ihr eine Gedektfest halten?“

Die Barke wurde zu Spähnen zersplittert. Ignat sah mit seinem Gevatter in einer Schenke am Ufer, trank Schnaps

und schaute durchs Fenster zu, wie die Trümmer der „Bojarenfrau“ mit dem Eis auf dem Wasser trieben.

„Thut's Dir leid um das Zeug, Ignat?“ fragte Majakin.

„Was soll mir denn da leid thun? Die Wolga hat's gegeben, die Wolga hat's auch genommen . . . Ich bin doch nicht um meine Hand gekommen . . .“

„Aber doch . . .“

„Was — doch? Wenigstens hab' ich gesehen, wie das alles zugeht . . . ich hab' für die Zukunft gelernt. Schade, daß ich nicht gesehen hab', wie mein „Wolgarj“ verbrannt ist. Wie schön das sein muß, wenn auf dem Wasser, in dunkler Nacht so ein Scheiterhaufen flackert, was? Das war ein riesengroßes Dampfschiff . . .“

„Als ob's Dir da auch nicht leid gethan hätte?“

„Um das Dampfschiff? Um das Dampfschiff war's schade, das stimmt . . . Das war doch aber nur dumm. Was hat man davon? Man kann schon weinen: die Thränen löschen kein Feuer. Laß die Dampfschiffe nur verbrennen . . . und wenn auch alles verbrennt — ich pfeif' drauf! Wenn nur das Herz nach Arbeit brennt, dann wird alles wieder auferstehen . . . ist's so?“

„Ja—a,“ sagte Majakin lächelnd. „Das sind starke Worte, die Du sprichst. Und wenn jemand so spricht, kann man ihn bis aufs Hemd ausziehen, er wird doch reich sein . . .“

Indem Ignat den Verlusten von Tausenden so philosophisch gegenüberstand, kannte er doch den Wert einer jeden Kopete; er selbst gab den Armen selten etwas und nur denjenigen, die ganz arbeitsunfähig waren. Wenn aber ein halbwegs gesunder Mensch bettelte, sagte Ignat streng:

„Mach, daß Du weiter kommst! Du kannst noch arbeiten . . . geh und hilf meinem Hausknecht den Dünger einzufahren, — kriegst dann einen Siebziger . . .“

In den Zeiten seines Arbeitseifers war er den Mitmenschen gegenüber hart und erdarmungslos, — er gönnte auch sich selbst bei der Rubeljagd keine Ruhe. Und plötzlich — gewöhnlich geschah das im Frühling, da alles auf der Erde so berückend schön wird und der klare Himmel die Seele so vorwurfsvoll freundlich anweht — bekam Ignat Gordjesev das Gefühl, er sei nicht der Herr seiner Arbeit, sondern ihr niedriger Sklave. Er wurde nachdenklich, blickte unter den dichten, gerunzelten Brauen forschend um sich und ging ganze Tage lang finster und gereizt herum, als frage er schweigend irgend etwas und fürchte sich, laut zu fragen. Dann erwachte in ihm seine zweite Seele, die wilde und wollüstige Seele eines ausgehungerten Tieres. Er war dann allen gegenüber frech und cynisch, trank, führte ein ausschweifendes Leben, verführte andre zum Trinken und gelangte bis an die Grenzen des Wahnsinns; in ihm schien ein Vulkan seinen Schmutz auszuspeien. Er schien wild an den Ketten zu reizen, die er sich selbst geschnitten hatte und die er trug; er riß an ihnen und war zu kraftlos, sie zu zerreißen.

Zerraut, schmutzig, mit vor Trunkenheit und schlaflosen Nächten verschwollenem Gesicht, mit wahnsinnigen Augen und heiser brüllender Stimme stürmte er mit seiner riesenhaften Gestalt durch die Stadt, aus einer Spelunke in die andre, warf das Geld hinaus, ohne es zu zählen, weinte beim Singen von melancholischen Volksliedern, tanzte, schlug um sich, doch er fand nirgends und in nichts Ruhe.

Einmal geschah es, daß sich Ignats Trinkumpanen ein verabschiedeter Diakon anschloß; es war ein kleiner, dicker Mensch in einem durchlöcheren Wehgewand mit einem Kahlkopf. Er war ein häßliches, widerwärtiges Wesen ohne jede Persönlichkeit und spielte die Rolle eines Narren. Man schmierte ihm die Glage mit Seif ein, ließ ihn auf allen Bierern herumkriechen, ein Gemisch von verschiedenen Schnäpsen trinken und cynische Tänze tanzen; er führte das alles schweigend aus, mit einem idiotischen Lächeln auf dem verkommenen Gesicht; und nachdem er alles, was ihm befohlen wurde, gethan hatte, sagte er regelmäßig, indem er die Hand mit nach oben gelehrter Handfläche vorstreckte:

„Verabreichen Sie mir ein Rubelchen.“

Man lachte schallend über ihn und gab ihm manchmal zwei Groschen, manchmal bekam er nichts, es kam aber vor, daß man ihm zehn Rubel und noch mehr hinwarf.

„Du Gevörm!“ rief im einmal Ignat zu. „Sprich, wer bist denn Du?“

Der Diakon erschrak vor dem Schreien und schwieg, sich tief vor Ignat verneigend.

„Wer bist Du? Sprich!“ brüllte Ignat.

„Ich bin ein Mensch . . . der dazu da ist, beschimpft zu werden“, antwortete der Diakon, und die Gesellschaft lachte über seine Worte.

„Bist Du ein Schuft?“ fragte Ignat drohend weiter.

„Ich bin ein Schuft aus Not und durch die Schwäche meiner Seele.“

„Komm her!“ rief ihm Ignat zu. „Komm und setz Dich zu mir . . .“

Der Diakon trat mit schüchternen Schritten, vor Angst zitternd, zu dem betrunkenen Kaufmann hin und blieb vor ihm stehen.

„Setz Dich zu mir.“ sagte Ignat, faßte ihn bei der Hand und machte dem Erschrockenen neben sich Platz. „Du bist mir verwandt . . . Ich bin auch ein Schuft! Du — aus Not, ich — aus Uebermut . . . ich bin ein Schuft vor lauter Sehnsucht! Hast Du verstanden?“

„Ja.“ sagte der Diakon leise.

Und die Gesellschaft lachte.

„Weißt Du jetzt, wer ich bin?“

„Ja . . .“

„Dann sag: Du bist ein Schuft, Ignat!“

Der Diakon konnte nicht. Er blickte Ignats Riesengestalt entsetzt an und schüttelte verneinend den Kopf. Und die Gesellschaft lachte, daß es wie ein Donner wiederhallte. Ignat konnte den Diakon nicht dazu bringen, ihn zu beschimpfen. Da fragte er ihn:

„Soll ich Dir Geld geben?“

„Ja, geben Sie!“ In den Diakon kam Leben.

„Wozu brauchst Du es?“

Der Diakon wollte nicht antworten. Ignat packte ihn beim Kragen und schüttelte aus diesem unreinen Munde folgende Rede heraus, die er voll Angst und Leise, beinahe flüsternd, hielt:

„Ich habe eine Tochter . . . sie ist sechzehn Jahre alt . . . sie ist in einer geistlichen Schule. Zieh sie . . . sammle ich . . . denn wenn sie anstrickt . . . wird sie nicht einmal so viel haben . . . um ihre Nothzeit zu bedecken . . .“

„Ah . . .“ sagte Ignat und ließ den Kragen des Diakons los. Darauf saß er lange sinnend und finster da und beobachtete unausgeseht den Diakon. Dann sagte er mit lachenden Augen:

„Du lägst ja, Trunkenbold.“

Der Diakon betrauerte sich schweigend und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Es ist wahr!“ bekräftigte jemand aus der Gesellschaft die Worte des Diakons.

„So? Also gut!“ schrie Ignat und wandte sich an den Diakon, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug:

„Ge Du! Verkauf Deine Tochter! Bieviel willst Du!“

Der Diakon schüttelte den Kopf und kauerte sich zusammen.

„Guen Tausender!“

Die Gesellschaft lachte, als sie sah, wie der Diakon zusammenfuhr, als ob kaltes Wasser auf ihn geschüttet würde.

„Zwei!“ brüllte Ignat mit funkelnden Augen.

„Was haben Sie?“ . . . „Wie ist's denn?“ lachte der Diakon und streckte seine beiden Arme Ignat entgegen.

„Drei!“

„Ignat Mathweitsch!“ rief der Diakon mit dünner, gebrochener Stimme aus. „Um des Herrn willen . . . um Christi willen! Hören Sie auf . . . ich werd' sie ja sonst verkaufen! Um ihrer selbst willen werd' ich sie verkaufen.“

In seinem krankhaft gelenden Schreien lönte eine Drohung gegen jemand heraus, und seine Augen, die früher von niemand bemerkt worden waren, leuchteten wie Kohlen. Doch die betrunkene Gesellschaft lachte wild über ihn.

„Ruhig!“ rief Ignat drohend aus, richtete sich in seiner ganzen Größe auf und fürchte die Stirn. „Ihr Teufel, versteht Ihr nicht, um was es sich handelt? Man könnte dabei weinen, und Ihr lacht . . .“

Er trat zum Diakon hin, kniete vor ihm nieder und sagte ihm mit Bestimmtheit:

„Diakon, jetzt hast Du gesehen, welch' ein Schuft ich bin. Nun, spuck mir ins Gesicht!“

Es geschah etwas Monströses und Komisches. Der Diakon warf sich auch zu Ignats Füßen und kroch wie eine riesige Schildkröte um ihn herum, küßte ihm die Knie und

brumnte schluchzend etwas. Ignat beugte sich zu ihm herab, versuchte ihn vom Fußboden aufzuheben und schrie befehlend und bittend:

„Spuck! Ziel nur auf meine schamlosen Augen!“

Die Gesellschaft, die von Ignats drohendem Schreien eine Minute lang bestürzt war, lachte jetzt wieder so, daß die Scheiben in den Fenstern der Schenke zitterten.

„Ich geb' Dir hundert Rubel, spuck!“

Und der Diakon kroch am Boden herum und schluchzte vor Angst, oder vor Glück, zu hören, wie dieser Mensch ihn um Erniedrigung bat.

Endlich erhob sich Ignat vom Fußboden, stieß den Diakon mit dem Fuß fort, warf ihm ein Geldpäckchen zu und sagte finster lächelnd:

„So ein Gefindel . . . Kann man denn solchen Menschen beichten? Die einen fürchten sich, die Beichte zu hören, die andern lachen den Sünder aus . . . Ich wollte mich schon gehen lassen . . . Das Herz hat mir gezittert . . . Ich wollte schon anfangen . . . Und ich hab' mir nichts dabei gedacht . . . so war's! Mach, daß Du fortkommst! Und gib acht, daß ich Dich nie mehr zu sehen bekomme, hörst Du?“

„So ein Kanuz!“ rief die Gesellschaft entzückt.

In der Stadt cirkulierten Legenden über seine Trinkgelage, er wurde von allen getadelt, doch niemand schlug es ab, an seinen Orgien teilzunehmen. So lebte er ganze Wochen. Und dann erschien er unerwartet zu Hause, noch ganz von der Atmosphäre der Schenken durchtränkt, doch schon zerknirscht und still. Mit demüthig gesenkten Augen, in denen jetzt die Scham brannte, hörte er schweigend die Vorwürfe seiner Frau an, ging dann sanft und stumpf wie ein Schaf in sein Zimmer und schloß sich dort ein. Er blieb einige Stunden nacheinander mit auf die Brust gesenktem Kopfe auf den Knien vor den Heiligenbildern stehen; seine Arme hingen hilflos herab, der Rücken krümmte sich und er schwieg, als wagte er nicht zu beten. Die Frau ging auf den Fußspitzen zur Thür hin und horchte. Schwere Seufzer drangen heraus, gleich den Seufzern eines müden und kranken Pferdes.

„O Herr! Du siehst ja . . .“ flüsterte Ignat dumpf und preßte die Handflächen fest an die breite Brust.

Während der Bußtage trank er nur Wasser und aß Roggenbrot. Seine Frau stellte des Morgens eine große Wasserkaraffe, anderthalb Pfund Brot und Salz vor die Thür seines Zimmers. Er öffnete die Thür, nahm sich diese Mahlzeit herein und schloß sich wieder ein. Man hörte ihn zu solchen Zeiten durch nichts und vermied es sogar, ihn vor die Augen zu treten. Nach einigen Tagen erschien er wieder an der Börse, scherzte, lachte, nahm Bestellungen für Kornlieferungen an, war wie ein erfahrenes Raubtier auf der Gut und zeigte sich wieder als feiner Kenner alles dessen, was das Geschäft betraf.

Doch während aller drei Lebensphasen verließ Ignat nicht der eine leidenschaftliche Wunsch, einen Sohn zu haben, und je älter er wurde, desto heftiger wurde dieser Wunsch. Oft entspann sich zwischen ihm und seiner Frau ein Gespräch darüber. Des Morgens beim Thee oder zu Mittag blickte er seine Frau, eine dicke, gemästete Person mit rotbackigem Gesicht und schläfrigen Augen, übellaunig an und fragte sie:

„Nun, spürst Du nichts?“

Sie wußte, was er meinte, doch sie antwortete stets:

„Wie sollt' ich etwas spüren? Deine Fäuste sind ja wie Gewichte . . .“

„Ich frag', ob Du nicht guter Hoffnung bist, Dummkopf . . .“

„Kann man denn bei solchen Schlägen guter Hoffnung sein? . . . Hab' ich Dir denn keine Kinder geboren?“

„Nichts als Mädchen!“ sagte Ignat vordröhnend. „Ich brauche einen Sohn! Verstehst Du? Einen Sohn und Erben! Bemm werde ich nach dem Tode mein Kapital hinterlassen? Wer wird für meine Sünden beten? Soll ich denn alles einem Kloster spenden? Man hat ihnen schon genug gegeben! Soll ich's Dir lassen? Bist auch eine, die betet . . . Du denkst auch in der Kirche an nichts als ans Essen. Und wenn ist sterbe, wirst Du wieder heiraten . . . und mein Geld wird dann irgend einem Tölpel zufallen . . . arbeite ich denn deswegen? Ach Du . . .“

Und ihn umfing zornige Traurigkeit, denn er fühlte, sein ganzes Leben hätte keinen Zweck, wenn er keinen Sohn bekäme, der es fortsetzen würde. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Laßt uns Kinder werden!

Laßt uns Kinder werden, aber ganz im Ernst: laßt uns Kinder werden! Die Kinder haben es heutzutage so gut! Es ist nicht zu sagen, wie gut sie es haben. Sie sind die Helden des Tages, der Pol, um den sich das Leben dreht. Alle Welt sorgt für sie, alle Welt denkt an sie. Glückliche Kinder!

Nicht bloß süße Süppchen lockt man ihnen, man schenkt ihnen nicht nur Puppen und Bleisoldaten, man läßt sich auch ihre Erziehung angelegen sein. Das hätte man auch sonst schon getan? Na ja, gewiß doch, aber fragt mich nur nicht wie! Man hat die Jungens gepörrigt, wenn sie sich Löcher in die Hosen rissen, man lehrte die Mädchen Strümpfe stricken und wenn es hoch kam auch noch Kantens häkeln. Prügel bekommen die Jungens auch heut noch, wenn sie Löcher in die Hosen reißen, denn Löcher stricken ist keine schöne Arbeit, aber Strümpfe stricken lernen die Mädchen nicht mehr. Erstens sind die gewebten viel billiger, man kauft sie schon für sechs Dreier das Paar, und dann sieht Stricken chinesisch aus; das hat schon der große Jöben gefunden, und was der findet, muß wahr sein, denn er ist ein Künstler. „Kunst“ aber heißt das Feldgeschrei, mit dem man heut auszieht für das Kind.

Kunst für das Kind, Poesie für das Kind, Theater, Malerei, Plastik, alles — fürs Kind! Und die Dichter setzen sich hin und dichten für das Kind und sie dichten sogar in der Kindersprache. Statt Vögelchen sagen sie „Vöselchen“ und statt Mädchen: „Mädchen“. Und die Maler malen für das Kind, sie malen Jugendstil und Seceffion. Die Theaterdirektoren geben Vorstellungen für Kinder, und die großen Schauspieler und Schauspielerinnen, die sonst nur Ophelia und Hamlet spielen, setzen sich hin und lesen Märchen und „Mog und Morig“ und verkleiden sich als Nitz und Manz, als Koro und Phylax und helfen und mianen — alles fürs Kind. Sogar die Berliner Stadtverordneten nehmen teil an der allgemeinen Bewegung.

Große Sigungen halten sie ab für das Kind. In heißer Rede und Widerrede kämpfen sie für den Märchenbrunnen, daß er nur ja — recht kindlich werde, von Grund aus kindlich. Und sie prüfen Pläne und Entwürfe und verwerfen Pläne und Entwürfe. Was sie heute schon gefunden haben, finden sie morgen nicht mehr schön, aber darüber kann man ruhig sein: zur Ausführung kommt bestimmt nur der Plan, der am kindlichsten ist, am aller — allerkindlichsten.

„Kindlich“ ist Trunpff in der modernen Kunst. Es sind noch keine zwei Jahre her, da hieß das allgemeine Schlagwort „fin de siècle“; „fin de, Stiefel“, sagte der schnoddrige Berliner. Jeder Auswuchs in Kunst und Leben, der Dürrenmatten und das Lindengigel, die Frauentracht und der pessimistische Dichter: alles und jedes war — fin de siècle.

Aber schließlich geht alles vorüber. Auch das Ende des Jahrhunderts fand sein Ende, und wir bekamen die Seceffion, den Uebermenschen und das Ueberbrettel, die Ueberkunst, die Höhentkunst. Jetzt, da alles „Ueber“ allmählich anfängt, den Modeschwärmern wirklich „über“ zu werden, jetzt bestimmt man sich auf das Kind.

Prachtvoll ist diese Mätlehre zum Kinde. Neben Maeterlincks Träumen und D'Annunzios Farbenschwelgereien, Hundetheater und Kagenicenen. Neben den schattenhaften Bildern der Seceffion, der Kampf um das beste Bilderbuch.

Die Kunst den Kindern! Sie haben bisher ja auch keine Kunst gehabt die armen Kleinen!

Märchen hatte man ihnen zu lesen gegeben, einfache Volksmärchen. Kein symbolistischer Dichter hat sie geschrieben, kein moderner Lyriker erdacht. Gländes Zeug war es, rohe Volksdichtung, vom Volk geschaffen, als es selbst noch Kind war. Ist das vielleicht Kunst? Und daneben die Lieder, die man den Kleinen sang. Schlichte Ammeurreime waren es, Reime, die schon Märchen ihren Kindern summt! Kein „Vöselchen“ und kein „Hündchen“ kamen drin vor, kein Figebuge und kein „kleiner lieber Dott“. In ganz gewöhnlichem Deutsch drückten sie sich aus, im Deutsch — der Großen. Soll das etwa Kunst sein? Und endlich die Bilderbücher! Na ja, die Bilderbücher!

Aber jetzt wird das anders werden, jetzt schafft man den Kindern ihre Kunst, die Kindkunst. Sie haben sie so nötig. Furchtbar nötig haben sie die Kunst, deshalb her mit der Kunst für das Kind!

Das Kind braucht die Kunst. Es soll in Kunst erzogen werden, Kunst sehen, Kunst hören lernen. Kunst ist den Kindern so nötig, wie das liebe Brot. Die Kunst öffnet das Auge für nie geahnte Schönheiten, sie scharft das Ohr für die leisesten Harmonien, sie reißt die Sinne empor aus dem Getriebe des Alltags, freier, reiner macht sie die Seele. Was ist der Mensch, der nichts von Kunst versteht? Ein Jammerlappen ist er; er kann nicht mal ein Ueberbrettel von einem Brettel unterscheiden.

Und darum soll das Kind Kunst lernen, und darum heißt das Schlagwort der neuesten Zeit, das Schlagwort von heut bis übermorgen: Kunst für das Kind!

Es ist ein gutes Schlagwort, ein brillantes Schlagwort, ein Wort, das alles ausdrückt, was unsre Zeit an ethischen Forderungen aufzustellen hat. Herr Doktor Lehmann findet das auch.

Herr Doktor Lehmann wohnt drüben jenseits des Platzes; er gehört zum Verein für Volkserziehung, er hat ihn sogar, glaube ich, selbst gegründet, zusammen mit Herrn Doktor Schulz und Herrn Doktor Meyer. Herr Doktor Lehmann ist sehr für Volkserziehung, für gute Erziehung, für die Erziehung zur Kunst.

Jede Woche hält er eine große Rede im Verein, für künstlerische Ausstattung der Schulzimmer plaidiert er, für sitzgerechten Wanderschmuck in den Kinderstuben, für künstlerische Bilderbücher, für künstlerische Lektüre. Kunst für das Kind, das ist auch seine Lösung.

Und all die eleganten, gepuderten Mamas, die andächtig seinen Worten lauschen, klatschen Bravo, wenn er fertig ist und stimmen ein in sein Feldgeschrei: „Kunst für das Kind!“

Und dann gehen sie hin und kaufen gute Bilderbücher und stillvollen Wanderschmuck für die Kinderstuben. Es sieht ja so schön aus und ist Kunst für das Kind.

„Kunst für das Kind ist die Hauptsache“, sagte Herr Doktor Lehmann, als er gestern nachmittag bei mir war. „Ich sage Ihnen, das Alpha und Omega aller Erziehung heißt: Kunst für das Kind.“

Da kam gerade Lenchen. Lenchen ist nämlich die Älteste vom Portier. Sie sitzt in der zweiten Klasse der Gemeindefchule; sie kam, um Briefe abzugeben.

„Na, Lenchen“, sagte Herr Doktor Lehmann, „da Du gerade mal oben bist, Lenchen, sieh doch mal auf dem Fensterbrett nach, ob noch 'ne Meise auf dem Futterplatz sitzt.“

„Aee“, sagte Lenchen, „Meise für mich da!“

„Aber, Lenchen, wer spricht denn von Mäusen! Noch 'ner Meise habe ich gefragt. Weißt Du denn nicht, was 'ne Meise ist? Kannst Du nicht 'ne Meise von 'nem Spatz unterscheiden?“

„Aee“, sagte Lenchen zum zweitenmal, „aee, sowat ha'm wa in unse Schule noch nie nich jehabt.“

„Gräglich“, seufzte Herr Doktor Lehmann, „nun verwechselt sie auch noch die Fälle! Gräglich, diese Gemeindefchüler, nicht einmal richtig deutsch können sie sprechen! Davon, wie sie's schreiben, will ich gar nicht reden. Aber wo waren wir stehen geblieben? Ja! Ach ja, sehen Sie, wie ich Ihnen sage, künstlerische Bilder für die Schule! Nur mit der Kunst werden wir etwas erreichen. Es... ja, hm!... Es liegt eben alles in dem einen Wort: Kunst für das Kind!“

Soweit die Zusehrift, die uns dieser Tage zugegangen. Unfre Leser werden auf den ersten Blick sehen, wo der berechnigte Jom in Uebertreibung umschlägt. — D. R.

Kleines Feuilleton.

— Die Vudiersche. Es war damals, als wir das Brot kerben; nicht, um unser Heim zu schmücken, sondern aus einem andern Grunde. Im Munde des Scheunenviertels, in einem Keller, aus dem man, wenn man am Fenster sah, genau noch die Knöchel der Vorübergehenden erkennen konnte. Vom Wirt sagten sie, er habe einen Lötkolben zwischen Mund und Augen. Beschwert hat er sich niemals; weder über die Schreibhölle der Koppelknechte, noch über das Treiben der Chabrusleute, die aus dem nahen Leihhause herüberkamen, um unter sich ihre letzte Auktion abzuhalten; nahm nur immer und immer wieder einen Kleenen, der Gute, die Reihe durch, alle 64 Flaschen, damit er auch wußte, was er seinen Gästen vorlegte; ein stiller Märtyrer seines Dienstes, der Wirtin. Sie stammte aus Schlessien, also schlug sie. Wie eine Wachtel. Aber gewöhnlich erst nach dem Abendessen. Bei Weißbier mit Himbeer. Hinten, an einem runden, blyhblanken Tisch saßen die Stod-Junggejellen und freuten sich, daß ihnen jemand das Reden abnahm. Zwei furende Gasflammen waren weniger galant, aber die Wirtin hatte das Wort und behielt es, bis zum Feierabend. Ab und zu ging auch einmal die Tochter der Wirtin durch den Raum. Aus der Nebenstube in die Küche oder umgekehrt. Dann knachte an dem runden Tisch ein Stuhl, oder der Sand knirschte unter einer hart aufgesetzten Sohle. „Gott ja, wer weiß denn, was in so einem Junggejellen-Herzen vorgeht!“ In der Nationalgalerie hängt oder hing das Bild einer jungen Frau. Um das blasse, etwas volle Gesicht weilt sich dichtes, aschblondes Haar; große, runde Augen sehen Dich an; ein roter Schmund vorn auf der Brust. . . .

Vor einigen Tagen ging ich nach der Markthalle, um einen Stodfisch zu kaufen. Aus den Leuten redete schon die Weihnachtsfreude; jedes Mundwerk wie geölt. Ich schänderte durch eine Gemüse-Gasse. Da . . . dort . . . vor der roten Krantlopf-Wand . . . war das nicht meine Aschblonde?! Im ersten Augenblick gab es mir einen Miß, als hätte man mir dünnen Redaktions-Katzen eingegossen. Dann begann ich an den Fingern zu zählen. . . . Nicht möglich! . . . Siebzehn, beinahe achtzehn Jahre! . . . Die lange, lange Zeit. . . . Aber! . . . Das Licht konnte ja täuschen! . . . Oder etwas andres. . . . Ein Dicks, Mundes, Angeliges, das in einem weiten, schwarzen Theatermantel stak, verperrte mir die Gasse. Ich mußte eine Seitenbewegung ausführen. Endlich sah ich das liebe Gesichtchen wieder. Es schien aber mit einem Male etwas breit geworden zu sein, fast schlapp, und die Augen milde. Noch ein Blick — er genügte.

„Gnädige Frau, gestatten, daß . . . damals im Keller . . . Am Abend, wenn die Frau Müller . . .“
Ein heller Schein flog ihr über das breite Gesicht.
„Sie sind es?! . . . Sehr erfreut!“
Sie wies nach der Kohl-Wand.

„Meine Tochter Claire... Wie geht es Ihnen?“

„So... so... Und Ihnen?“

„Danke!“

Wir kamen ins Plaudern. Sie hatte schon lange geschweigt...
Wahrscheinlich... einen Väter oder Schlächter oder gar
einen Grünkrauthändler. Etwas Nahrhaftes war es... Es ging
ihnen gut.

Als sie sich entfernten, blickte ich ihnen lange nach. Es war
mir etwas klar. Als hätte ich den besagten Kasak auch wirklich ge-
tränkt. Dann sah ich an mir hinunter, soweit es ging. Und
plötzlich mußte ich lachen.

„Ne!... Ein Ehebett für uns zwei Beide, so etwas hätte
es ja gar nicht gegeben!...“

k. Gefährliche Untersuchungen an den Augen wilder Tiere

hat der englische Forscher Dr. Lindlay Johnson nunmehr zum Ab-
schluß gebracht. Es handelte sich für ihn zunächst darum, ob Affen
den als „gelber Fleck“ bekannten besonderen Fleck in der Netzhaut
besitzen. Bei seinen Untersuchungen in Menagerien fand er, daß
alle Affen ebenso wie der Mensch jenen Fleck besitzen, aber daß er
bei jeder Gattung wechselt. Er folgte dieser Spur und entdeckte,
daß jede Familie der Säugetiere ihre besondere deutliche Erscheinung
im Auge hat, so daß, wenn man die hintere Wand des Auges
mit einem Augenspiegel und Licht untersucht, man nicht nur
die Familie, sondern auch das Genus des Tieres erkennen kann.
Nunmehr untersuchte er systematisch alle Tiere in den Zoologischen
Gärten zu London, Antwerpen, Amsterdam und in andern großen
Städten. Die verschiedenen Entdeckungen, die Dr. Johnson gemacht
hat, sind in den Verhandlungsberichten der „Royal Society“ zu
finden. Allgemein interessanter ist jedoch seine Untersuchungs-
methode. Um die Augen der Tiere zu prüfen, mußte der Käfig ver-
dunkelt werden und der Forscher neben dem Tier, hinter dessen Kopf
sich eine Lampe befand, sitzen und durch den Augenspiegel in einer
Entfernung von einem halben Zoll von dem Auge des Tieres seine
Beobachtungen anstellen, und dies manchmal zwei Stunden lang. Im
ganzen beschäftigte er sich mit jedem Tier acht bis sechzehn Stunden.
Er untersuchte die Augen von etwa tausend Tieren und machte
Zeichnungen von etwa 250. Bei den größeren Tieren mußte natür-
lich die Bewegungsfreiheit aufgehoben werden. So wurden die
Elefanten gefesselt. Ueber die Varen wurden acht Fuß lange Säcke
gezogen und sie dann mit Seilen festgebunden; die geschlossenen
Enden der Säcke wurden mit einem Messer aufgeschlitzt, und wenn
Meister Pex seinen Kopf vorstreckte, bekam er einen Maulkorb und
wurde zur Augenuntersuchung auf den Tisch gehoben. Bei Löwen,
Geoparden, Tigern und großen Katzen konnten keine Maulkörbe
gebraucht werden, da sie die Tiere tödlich erschrecken; der
Forscher mußte sich daher an Menagerien wenden, in denen
die Tiere weniger wild waren. Er fand es ratsam, den
Tieren den Bart abzuschneiden, da bei einer Ver-
schrägung desselben während der Untersuchung die Festen zu-
schnappten. Dr. Johnson und seine Assistenten waren unerschöpflich
in ihren Hilfsmitteln. Einige Vögel wurden dazu gebracht, ihre
Schwänze in große Korke zu stecken; die Wasserläufer mußten sehr
sorgfältig behandelt werden, damit sie nicht erstickten. Die Boa
constrictor und die Tigerschlange wurden in Säcke geworfen und
ihre Köpfe aus den Säcken heraus von Wärttern gehalten, während
über Wölfe, Wiber, Ottern, Mobben und Seelöwen Netze geworfen
wurden, so daß die Tiere sich in den Maschen verstrickten. Chloro-
form wurde nicht gebraucht. Geduld und Schmeicheleien machten
bei den meisten Tieren den Gebrauch von künstlichen Mitteln zur
Beruhigung unnötig und nur bei größeren Tieren wurden Netze,
Seile und Säcke angewandt. Dr. Johnson beschäftigt sich jetzt mit
der Ausarbeitung der Ergebnisse seiner Untersuchungen. —

Litterarisches.

n Dort, wo die Litteratur anfängt, ein Schachergeschäft zu
werden, tummelt sich seit einiger Zeit Herr Robert Heymann.
Er giebt bettlichgroße „Wißblätter“ heraus, scheidt den Redaktionen
Sammelbände seiner Zeitschriften, aus denen Duzende von Blättern
herausgerissen sind, läßt sich von andern anfangen und schreibt Bücher
über Bücher. Das fünfte im letzten Jahre ist „Paris, die Hetäre.
Erstes Buch: Die Brautnacht der Priesterin“. (München, Verlag
„Frührot“.)

Die Ausstattung dieses Buches ist ein Monstrum von Proben-
haftigkeit und Geschmacklosigkeit: Großquart, Büttenpapier, einseitiger
Druck, ganzseitige Illustrationen von schänderhafter Güte, ein
Engroselager von Gedankenstrichen usw. Heymann muß sein Buch
kurz nach der Veltüre eines Geographiebuches von Vorderasien ge-
schrieben haben. Orts- und Eigenamen wimmeln nur so durch-
einander. Einen Inhalt hat das Buch kaum, wenigstens keinen.
Dafür aber recht schmidige Scenen. Und alle diese „Schönheiten“,
zu deren „Priester“ sich Heymann aufwirft, in den verküppeltesten
Versäßen, in Reimen, wie „berühmt“ auf „Zimmt“, und in Bildern,
die uns die Brüste der Priesterin schildern „sonnenrund, gelockt wie
weißer Sand“. — Mahlzeit! —

Geschichtliches.

br. Die französische Revolution und die
Arbeitslosigkeit. Am 22. Floreal des zweiten Jahres der

Republik! Los Barrère in der Nationalversammlung unter der
Präsidentschaft von Carnot ein denkwürdiges Aktenstück vor,
dem wir die folgenden Sätze entnehmen: Während an
allen unsren Grenzen die Kanone lärm, macht eine furcht-
bare Landplage, die Pest der Monarchien, die Bettel-
armut, erschreckende Fortschritte im Innern der Republik. Die
Entwidelung dieser politischen und moralischen Krankheit hat kein
eifrigeres Beförderungsmittel als den Krieg, keine gefährlicheren
Agenten, als die Fraktionen; keine mächtigeren Mittel, als die Un-
ordnung der öffentlichen Angelegenheit. Die lange Dauer dieser
Krankheit ist gesichert durch die Gleichgültigkeit des Gesetzgebers.
Gerlich würde der Konvent Epoche machen, wenn er die Bettel-
armut inmitten der Gräuel des Krieges abschaffen könnte. Der
Pauperismus ist eine nie ruhende Anklage gegen die Regierung!

Vier Tage, nachdem Robespierre über den Gesetzentwurf zur
Anerkennung des höchsten Wesens berichtet hatte, rief Barrère:
Wenige Tage sind verfloßen, daß Ihr diese Worte bejubelt habt.
Die Elenden sind die wahrhaft Mächtigen der Erde, sie hätten das
Recht, als Herren zu den Regierungen zu sprechen, welche sich um
ihr Schicksal nicht bekümmern. Ein ganzes Programm der Hilfe-
leistung entwickelte er, es in drei Gruppen teilend: Hilfe für das
flache Land, für die Städte, für die Arme. „Wir müssen wie
die Natur mit dem Lande beginnen, Hilfe bringen, den Bearbeitern
des Landes, den invaliden Arbeitern, den Frauen und Witwen, mit
zu vielen Kindern und den Schwangeren; Arbeit den Kräftigen, in
den Zeiten der Arbeitslosigkeit... Schwören wir, daß wir nicht mehr
anerkennt wollen, Klassen von Menschen, die dem Unglück geweiht,
dem Elend überantwortet sind, schwören wir, die beschämende Armut
abzuschaffen, die die Würde des Mannes schänden, die die Natur des
Menschentums beleidigt.“

Larochefoucauld-Biancourt entwickelte ein ganzes System von
Wohlfahrts-Einrichtungen in der Nationalversammlung gleich nach
ihrem Zusammentritt. „Keine Klasse von Unglücklichen, von Heimats-
und Arbeitslosen, soll außerhalb des Bereiches der öffentlichen
Wohlfährigkeit verbleiben, Armut und Arbeitslosigkeit sollen ver-
schwinden von der Erde, so weit sie erleuchtet wird durch die Thaten
der französischen Revolution!“

Es ist gut, einmal auch an diese Worte zu erinnern, da die
meisten unsrer Geschichtsschreiber und vor allem die Geschichts-
lehrer in unsren Schulen dem Volke ein Schauerergemälde von der
französischen Revolution entwerfen, während sie für die großen
socialen Ideen, welche in dieser Revolution gezeitigt wurden, fast
gar kein Verständnis erkennen lassen. Gerade in unsren Zeiten der
Arbeitslosigkeit muß es aufs lebhafteste interessieren, wie ganz
anders das Bürgertum in seiner Reife-Jugendblüte zu diesen
Fragen Stellung nahm, als heute, wo es sich seinem Greisenalter
nähert. —

Humoristisches.

— Modern. „Aber Sie hatten doch Vermögen, soviel ich
weiß?“

— „Ja, aber das habe ich alles verschriftellert!“ —

— Triumph der Bildung. Eine „höhere Tochter“ die
aus dem Pensionat heimkehrt, möchte gerne dem kleinen Brüderchen
eine Freude machen. Sie geht zu diesem Zwecke in einen
Bazar, um einen sogenannten Vajazzo (Hanswurst) zu erstehen. Da
ihr aber der Ausdruck „Hanswurst“ zu gemein und „Vajazzo“ zu
dumm dünkt, spricht sie zu der erkaunten Verkäuferin: „Ach bitte!
Ich möchte gern ein Johanneswürstchen!“ —

— Ein Liebender Gatte. Buchhalter: „Herr Beigel-
stod, Ihre Frau Gemahlin ist mit dem Kassierer auf dem Automobil
durchgebrannt...!“

Prinzipal: „Schiden Sie Ihr Weizen nach, aber schnell!“ —
(Meggend. Hum. Bl.)

Notizen.

— Die Zionisten planen die Gründung eines modernen
jüdischen Verlages. Eine Subscription ist bereits eröffnet
worden. —

— „Frau Anne“, ein vieraktiges Drama von Mary
Möller wird noch in diesem Winter im Schauspielhause
seine Erstaufführung erleben. —

— Das Gastspiel Coquelin-Durand im Schauspiel-
hause beginnt am 13. Januar, wird zunächst nur drei Vor-
stellungen umfassen, eventuell aber bis zum 18. Januar ausgedehnt
werden. —

— Das Schiller-Theater weist für das Geschäftsjahr
1900/01 einen Gewinn von 21244,28 M. aus. Die
Lauten an die Autoren betragen 20275,07 M. —

— In Genua wurde die Aufführung von d'Annunzio's
„Francesca da Rimini“ aus „Gründen der Sittlichkeit“ ver-
boten. —

— Eine Tropfsteinhöhle von 15 Meter Länge und
einer Höhe, die zwischen 0,60 und 5 Meter variiert, ist, nach dem
„Bogl. Anz.“, in der Nähe des klochziger Rittergutes bei
Blauen i. B. entdeckt worden. Die Färbung der Tropfstein-
bildungen ist gelblich-grün. —